

Das Pfingstgesicht

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 23

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ist, weil keine so nah dem Herrn und seinem Leiden, Sterben, Auferstehen und Aufsteigen zum Himmel je waren. Und auch weil keine mehr sich so vom irdischen Gute zu lösen vermochten, so das Geistige und Göttliche über den Besitz auf Erden stellten wie die Apostel und Gesandten des Herrn.

Wie rührend erzählt die deutsche, die englische, die französische und wie erzählen die schweizerische und alle andern Bibeln es in einfacher Sprache, Apostelgeschichte 4, 32 am Ende: „Es war ihnen alles gemein“, „but they had all things common“, „toutes choses étaient communes entre eux“, und ausführlich die Zürcher Bibel: „Es war ihnen alles gemeinsam. Es war auch kein Bedürftiger unter ihnen. Alle nämlich, welche Besitzer von Grundstücken oder Häusern waren, verkauften sie, brachten den Erlös des Verkaufes und legten ihn den Aposteln zu Füßen, und man teilte jedem aus, je nachdem einer es nötig hatte.“

Sagt, liebe Scheinchriften, die ihr so auf eurem Golde sitzt und so gerne schaut, wo der Gewinn am größten sei, habt ihr die Gewißheit, die Kraft Gottes auch so über das Bewußtsein vom Besitz irdischen Gutes gestellt? Glaubt nicht, daß das Kommunismus sei, das „aber sie hatten alle Dinge gemein“. Kommunismus ist Zwang. Christentum ist Freiheit in Christo dem Herrn. Der Reiche aus Ueberzeugung, frei und voll guten Willens, dem Armen und Ärmsten zu helfen, und der Scheinchrist macht sich einen großen Zorn, wenn man durch den Hinweis auf den Elendesten der Elenden sein Gewissen aufrüttelt und ihn mahnt. Wahrlich, viele Heiden sind besser und mehr vom Willen, zu helfen erfüllt als die, die nur Bibelworte hören und sie auswendig lernen, nicht aber sie tun. Ueber ihnen allen steht ein gewaltiges Wort: „Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten, und abermal, der Herr wird sein Volk richten. Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Der Gerechte aber wird seines Glaubens leben.“ Wahrlich, ihr verdient das Himmelreich nicht, wenn ihr euer Gut den Armen gebt und den Segen als Belohnung erwartet. Aber Gott richtet die Reichen und Armen und wird erhöhen die, die im Glauben an Ostern und Pfingsten als Kinder Gottes leben.

Grundlegend für diese Ausführungen waren: das Studium zweier historischer Werke über das Wesen des Reichthums. Dem Schreibenden lag vor die Bibel nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers, The Holy Bible, newly translated out of the Original Tongues and with the former translations diligently compared and revised, MDCC. XLVI. Le Nouveau Testament, version de J. F. Ostervald, MDCCXCII, sowie die Heilige Schrift nach der in Zürich kirchlich eingeführten Uebersetzung, 1931.

Das Pfingstgesicht.

Von Emil Hügli.

Wenn das Fest der Pfingsten gekommen ist und der Frühling sich in seiner ganzen Pracht offenbart, dann lockt es auch den verhassten Städter hinaus in die freie Natur,



Pfingst-Ausflug.

wo er angesichts des neuerwachten Lebens wohl auch etwas von jener „innern Erhebung“ zu erleben hofft, die ja dem Pfingstfeste erst den wahren Zauber verleiht.

Auch Herr Wilfried Berner, ein angesehener Beamter aus der Stadt, ein stattlicher Dreißiger, hegte am Pfingstsonntagmorgen solche leise Hoffnungen, nachdem er erst noch in der Frühpredigt gewesen war, wo er allerhand von den Wundern vernommen hatte, die der „echte Pfingstgeist“ von jeher sollte ausgeübt haben. Und da auch ziemlich viel von Erleuchtung und Liebe die Rede gewesen war, dachte er sich, daß die wirkliche Liebe wohl auch eine Art Erleuchtung sein müsse ...

Doch nun fuhr er ja schon mit dem Schnellzug ins Land hinein, um der freundlichen Einladung seines etwa zehn Jahre ältern Freundes Folge zu leisten, der in dem idyllisch zwischen grünen Hügeln eingebetteten Landstädtchen Blumikon Heim und Haus, und zwar sogar ein regelrechtes Gasthaus, sein eigen nennen konnte. Vergnügt und aufgeräumt fuhr Herr Berner durch das blühende Land dahin, und in derselben frohen Stimmung waren offenbar auch alle andern jungen und ältern Passagiere, die mit ihm im Zuge saßen. Wenn man sich einer glückhaften Sache

so recht bewußt werden will, so möchte man sie mit Händen greifen und festhalten können, und so zog Herr Werner denn auch mehr als einmal während der Fahrt den Brief hervor, den ihm der Freund in Blumikon, der frohgemute Gastwirt zum „Goldenen Schlüssel“, vor etlichen Tagen geschrieben hatte und in dem unter anderem zu lesen war:

„Da Du am Ostermontag wegen des unfreundlichen, rauhen Wetters nicht reisen wolltest, so erwarte ich Dich nun also bestimmt auf Pfingsten — und nicht nur ich, sondern auch meine Frau und die Kinder, und wenn Du Dir das kleine Festchen recht gefallen läßt, so will ich Dir dann auch erzählen, wie am Pfingstsonntag vor dreißig Jahren der Pfingstgeist über mich kam, der mich das für mich geschaffene Pfingstgesicht erkennen ließ und mich auf den Weg zu meinem Lebensglücke führte. Vielleicht hat derselbe Geist an diesem Tage dann auch einen Fingerzeig für Dich, mein Lieber!“

Was sollte dies alles bedeuten? Herr Werner vermochte sich keine einleuchtende Antwort darauf zu geben, und je mehr er sich auf die bevorstehende Begegnung mit dem Freunde freute, desto mehr wuchs auch seine Spannung auf das, was dieser ihm würde zu erzählen haben.

Als Herr Werner in Blumikon den Zug verließ und nun gemächlich durch die halb einem Dorfe, halb einem Städtchen gleichende Ortschaft spazierte — in der Richtung nach dem ehrwürdigen Gasthaus zum „Goldenen Schlüssel“ — raffte er sich aus seiner etwas verträumten Stimmung auf und schaute aufmerksam um sich; denn das heimelige Dorfbild mit seinem kleinstädtischen Einschlag gefiel ihm über die Maßen. Er ging auf dem gepflasterten Fußsteig und betrachtete mit Vorliebe die zum Teil bemalten Häuserfronten, auf deren Fenstergesimsen manchenorts schon Geranien leuchtend in Blüte standen. Und wie er so weiterschritt, traf es sich, daß eben aus einem mit Blumen geschmückten Parterrefenster des nächsten Hauses ein allerliebstes Mädchen gesicht lachenden Mundes über die Blumenstöcke hinweg nach ihm herüberschaute. Herr Werner war nahe genug, um mit einem Blick die anmutvolle Erscheinung, das goldumlochte, feingeschnittene Gesicht mit den großen Blauaugen und den rosigen Wangen zu erfassen.

Das war freilich nur so im Vorübergehen. Aber das überraschende Bild blieb ihm doch in der Vorstellung haften, und da ihm wieder die rätselhafte Brieffelle durch den Sinn ging, mußte er bei sich denken: Ja, das wäre nun so ein Pfingstgesicht, wie man es sich gefallen lassen könnte — für's Leben! Aber so ist die Welt: was man nicht mag, das könnte man ohne weiteres haben, und was man haben möchte, das bleibt ein schöner, flüchtiger Morgenstraum ...

Da es Mittag geworden war, als Herr Werner das Gasthaus zum „Schlüssel“ betrat, führte ihn der hocherfreute Freund, der „Schlüssel“-Franz, wie man ihn in der Ortschaft nannte, in das getäfelte Gastzimmer, wo der Tisch schon gedeckt war.

„Nun wollen wir erst mal ganz unter uns sein, du und ich und meine Frau“, erläuterte Franz. „Das Jungvolk, die Buben und Mädchen, sollen dich dann zum Nachtsich begrüßen.“

Es gab nun bei dem vortrefflichen Mittagmahl, bei dem der „Goldene Schlüssel“ offenbar für Küche und Keller höchste Ehre einlegen wollte, gar mancherlei zu erzählen und zu berichten. Allein da nun einmal Freund Franz Herrn Werners Neugierde in bezug auf den Pfingstgeist und das Pfingstgesicht durch seine brieflichen Mitteilungen geweckt hatte und er überdies im Gespräch mit des Freundes Gattin seltsamerweise erst recht an die anmutige Erscheinung vom Morgen denken mußte, so suchte er das Gespräch fast zwangsweise bald auf die geheimnisvolle Brieffelle zu lenken. Zuerst schweifete Franz immer wieder ab; doch sobald seine

Frau vom Tische aufstand, um in der Küche weiterhin nach dem Rechten zu sehen, erzählte er offen:

„Siehst du, mein Lieber, hier war es, in dieser Gaststube des ‚Goldenen Schlüssels‘ — da ist mir selber vor dreißig Jahren mein Pfingstgeist erschienen. Dieses schöne Gasthaus wurde ja damals von meinem Onkel mütterlicherseits geführt, und alle Jahre am Pfingstsonntag kamen meine Eltern zu ihm auf Besuch. Das war für uns Kinder ein willkommener Festtag, bei dem es immer festlich genug zu und her ging. Und nun saßen wir also damals alle vergnügt an der reichlich gedeckten Tafel — der Onkel und die Seinen, meine Eltern und ich mit den Geschwistern — und ließen uns alles trefflich munden, als auf einmal durch das offene Fenster dort zwischen den Blumenstöcken ein allerliebstes Mädchen gesicht hereinguckte — eine Erscheinung, die zum ersten Male mein junges, etwas zwölf Jahre altes Bubenherz heftiger klopfen machte. Sie hatte mich auch bemerkt, und so gingen eine ganze Weile zwischen uns die Blicke hin und her, bis ich aufstand und ans Fenster ging, um das Mädchen näher zu betrachten. Da gewahrte ich zu meinem Erstaunen, daß es recht ärmlich aussah und die grobwillenen Kleider in einem starken Gegensatz standen zu dem feinen, schmalen Gesichte, aus welchem die blauen Augen bald auf mich, bald mit Verlangen nach den großen gefüllten Platten sahen, die auf dem Tische prunkten. Ich weiß heute noch nicht, welch ein seltsamer, mutiger Geist damals über mich gekommen ist: ich ging nämlich zur Stube hinaus, machte mich an das Mädchen heran und sagte ihm, es solle nur zu uns hereinkommen, es sei noch Platz genug am Tische. Zuerst erregte es einiges Aufsehen, als ich mit der Kleinen wieder hereinkam; sobald jedoch der Onkel sah, wer sie war, sagte er: ‚Ei, wenn ihr noch gerne ein Kamerädlin habt — meinewegen; seid nur alle recht vergnügt!‘ Dann wandte er sich zu den Eltern und sagte: ‚Sie ist armer braver Leute Kind ...‘ und gab ihnen noch weitere Auskunft. Und da das junge Mädchen Breneli geheiß, sich ziellich und nett zu benehmen verstand und sich rasch unter uns andern Kindern heimisch fühlte, so hatten wir alle große Freude an ihm; denn einmal hatte sein Erscheinen in unserm Kreise etwas fast Abenteuerliches und im fernern erinnerte es uns auch an das arme Aschenbrödel, aus dem ja schließlich noch eine Prinzessin und Königin wurde ... Siehst du, was mich anbetrifft, so oft ich wieder nach Blumikon kam, trachtete ich danach, das Mädchen zu sehen, und als zehn Jahre später der Onkel starb und ich sein Gasthaus übernahm, da —“

Der „Schlüssel“-Franz schwieg einen Augenblick, denn eben trat seine Frau herein. Bald darauf fuhr er indessen fort: „Siehst du, das ist sie, mein Pfingstgesicht, das Aschenbrödel, die Prinzessin, die Königin!“ Und als Ehrenbezeugung leerten sie gleich darauf zu dritt ihre Gläser.

„Du hast aber auch beneidenswertes Glück gehabt mit deiner Pfingstererscheinung“, bemerkte bald darauf Herr Werner. „Denn du konntest doch gleich, nachdem du sie gesehen, mit ihr persönliche Bekanntschaft machen. Ich habe heute morgen auch hinter blühenden Blumenstöcken ein allerliebstes Gesicht entdeckt; doch was würde man wohl gesagt haben, wenn ich in die Stube eingeladen wäre und das Mädchen zu unserm Festmahl eingeladen hätte?“

„Nun, du hättest eben den rechten Mut dazu aufbringen sollen“, erwiderte Franz und erkundigte sich, wo und wann er die Erscheinung denn gesehen.

Nachdem Herr Werner alles deutlich erklärt hatte, ging zwischen Franz und seiner Frau ein verständnisinniges Lächeln hin und her, dessen Sinn der Gast nicht zu deuten wußte. Doch was war denn das? Spuckte es hier am heiterhellen Tage hinter den Blumenstöcken? Denn wahrhaftig, nun schaute dasselbe Gesicht, das er vormittags gesehen, lächelnd zwischen den Blumen am Fenster ins Zimmer herein ...

„Seht doch, seht doch — das ist es! Es ist's ganz daselbe!“ rief Herr Werner nun im Eifer laut.

Da lachte Frau Berena hell heraus: „O unser Marieli, die Melteste!“ Und zum Fenster gewandt rief sie: „So komm' nur herein, Marieli!“

Lächelnd und grüßend kam die Tochter herein, und es stellte sich bald heraus, daß sie am Vormittag eine Tante besucht hatte, die im Parterre jenes Hauses wohnte, an dem Herr Werner so nah vorübergegangen war und aus dessen Fenster das Mädchen herausgeschaut hatte.

„Siehst du“, bemerkte Freund Franz lustig, „nun hat die persönliche Bekanntschaft auch nicht lange auf sich warten lassen!“

Etwas später erschienen auch die andern Kinder, die jüngern Geschwister der voll erblühten ältesten Tochter. Dann folgte ein fröhlicher Nachmittag mit einem Ausflug auf eine prächtige Anhöhe, und es schien, daß sich Herr Werner und das Marieli immer viel zu erzählen hatten. Und auf ein einziges freundliches Wort des Freundes hin blieb er auch noch am Pfingstmontag in Blumikon, um erst mit dem letzten Zuge zu verreisen. Und als beim Abschied auf dem Bahnhofe die Hände der beiden viel länger ineinanderruhten, als zu einem alltäglichen Abschiede nötig gewesen wäre, da wußte Herr Werner, daß der „Fingerzeig des Pfingstgeistes“, von dem der Freund geschrieben hatte, auch ihn nun an das richtige Glücksziel führen würde.

Pfingsten.

Von Max Wundtke.

O schöne Welt im Pfingsttagszauberglanz,
In Sonnenschein und Duft- und Blütenkranz,
Dich schmückte Gott in Ueberseligkeit!
Gleichwie er ausgoß einst vor langer Zeit
Den heil'gen Geist, der alle Welt verklärt
Und sie der Liebe sich zu beugen lehrt,
So fiel ein Abglanz auch von diesem Strahl
Als Pfingsttagsweihe über Berg und Tal.

Und doch liegt heut das Dunkel dieser Zeit
Wie Winternacht auf uns; und tief verschneit
Harrt noch der Menschheit hehrste Gotteskraft
Auf die Erlösung aus der starren Haft,
In die sie Wahn und Zerschuldung lang' geschlagen.
An selbstgeschaff'nen Lasten seufzend tragen
Wir alle noch; des Himmelslichtes Fülle
Durchdrang noch nicht die starre Eiseshülle,
Die uns ertötend trennt vom Völkerverz.

Irrende Menschheit! Hör' mich an! Befräng'
Auch du dein Haupt mit Frühlingsblüten bald!
Laß Pfingsten sein bei dir! Wie dort im Wald
Entsteig' nun auch aus deiner Brust der Strom
Der Liederreigen auf zum Himmelsdom.
Erfülle auch, wie einst der Jünger Schar,
Die arme Welt, die echter Lieb' so bar!
So wie die Flur die Pfingsttagssonne schmückt,
Sei auch die Menschheit endlich lenzbegeückt!
Einst bricht die Sonne wohl aus Nebelschleiern ...
Einst wird die Welt ihr Völkerpfinden feiern.

Ein Besuch bei Dr. A. Schweitzer in Günsbach.

An einem hellen Sommertage fuhr ich von Colmar durch das Müntertal. Friedlich lagen die Giebelhäuser im Grün der saftigen Matten. In der Kleinbahn saßen einige

Elsäßer; ihre Blicke streiften ab und zu die sanften Hügel der Vogesen. Lerchen sangen über den schimmernden, sonndurchfluteten Buchen. Kaum würde man glauben, daß vor weniger als 20 Jahren das Tal vom Krieg zerstört und die Dörfer niedergebrannt waren, daß Verzweiflung, Elend und Tod in den stillen Gauen gewüthet hatten. Man braucht aber bloß hinaufzuschauen. Oben, in den blumenreichen Walddichtungen, wo das Vieh weidet, liegt ein Friedhof, Hunderte von Holzkreuzen stehen in Reih und Glied wie eine Armee. Dem Hügel entlang zieht ein Schützengraben; von Stacheldraht behangene Pfähle ragen empor. Neben dem anmutigen Gesicht der Natur scheint das von Haß und Fehde triefende Antlitz des Krieges aufzutauhen und mahnt an kaum vernarbte Greuel, an Wirklichkeiten, die scheinbar nicht aus der Welt geschafft werden können.

Gemüthlich pustet die Bahn dem Bächlein entlang. In Günsbach, eine Station vor Münster, bin ich der einzige Passagier, der aussteigt. Ich muß noch einige hundert Meter gehen, bis ich ins Dorf Günsbach mit den belaubten Rebstöcken, der sauberen Kirche und den steilen kleinen Wegen gelange. In einer heimeligen Herberge steige ich ab. In der Stube sitzen einige Bauern und Handwerker und politisieren angeregt über einen, wie es scheint, hartnäckig umstrittenen Punkt. Ab und zu fliegt mir ein deutscher oder französischer Brocken der Unterhaltung zu, obschon es mir nicht darum zu tun ist, das Thema ihrer Diskussion zu erfahren.

Neben der mairie (dem Amtshaus), ungefähr mitten im Dorf, steht der garde-champêtre, der Flurschütz. Seinen offiziellen Stand erkennt man sofort an der selbstbewußten Haltung, dem Stod und dem unvermeidlichen képi, das ganz schief auf dem Kopfe sitzt.

„Wollen Sie mir, bitte, sagen wo das Haus von Herrn Dr. Schweitzer ist?“

Statt einer Antwort schaut er mich an von oben bis unten. Mißtrauisch fragt er dann, als ich die Frage wiederhole:

„Ja, wollen Sie denn zu ihm? So, zum Dr. Schweitzer wollen Sie? Wissen Sie denn eigentlich, ob er da ist?“

Da ich aber einem Verhör, das ziemlich eingehend zu werden scheint, entgehen möchte, mache ich Miene weiterzugehen; er fügte dann langsam bei:

„Sie haben aber Chance! Er ist grad à la maison; vor einigen Tagen ist er heimkumme. Sehen Sie das rote Dach, von sellem Hü, là-bas? Grad dert wohnt er.“ Mit dem verwitterten Stod weist er auf ein neues Dach, das aus den Baumkronen ragt.

Es ist nicht weit; ich hatte mich bereits telephonisch angemeldet und klopfte an. Frau E. Martin, die ergebene Mitarbeiterin für Dr. Schweitzers Sache in Europa, empfängt mich. Wir steigen in ein einfaches Arbeitszimmer hinauf (welcher Raum in seinem Haus ist nicht der Arbeit gewidmet?).

„Herr Schweitzer arbeitet gegenwärtig an seiner Philosophie; er ist arg beschäftigt, will aber doch sehen, ob er Sie empfangen kann.“

Wir begeben uns in ein kleines Zimmer mit kahlen weißen Wänden. Am Tisch sitzt der berühmte Urwaldarzt in Hemdärmeln. Vor ihm liegt ein mit feiner, energischer Schrift halb bedecktes Blatt. Geöffnete Bücher und ein müder Zug im Gesicht deuten von anstrengender, geistiger Arbeit. Wir sind allein. Fast belustigt erkundigt er sich:

„Was wünschen Sie eigentlich bei mir?“

Die Frage war ein wenig unerwartet. Ich berichte ihm von dem unvergeßlichen Eindruck, den seine Schriften auf mich gemacht hätten, besonders seine Jugenderzählungen, in denen er in gedrungenen Form wertvolle Ratschläge und köstliche Erfahrungen kund gibt; ich erwähne auch einige Fragen, die seine philosophischen Werke aufgeworfen hätten. Das seltsame Gesicht, so markant und ferngefund wie das